

LEO VARDIASHVILI

VOR
EINEM
GROSSEN
WALDE

ROMAN



ullstein

ullstein 

Tbilissi ist übersät mit Erinnerungen, die auf mich warten wie Landminen. Die Stimmen meiner lieben verstorbenen Verwandten, die ich vor langer Zeit endlich zum Schweigen gebracht habe, sind ohne meine Erlaubnis zurückgekommen. Die Situation schreit nach jemand mit einem Plan. Ich hab nicht mal Zahnpasta dabei.

Saba ist noch ein Kind, als er das vom Bürgerkrieg zerrissene Georgien Anfang der Neunzigerjahre verlässt. Jahre später kehrt er aus London zurück in das ihm unbekannte Land, auf der Suche nach seinem Vater und Bruder. Am Flughafen wird er von dem unerschütterlichen Taxifahrer Nodar aufgelesen. An Nodars Seite, der wenig zu verlieren hat, folgt er einer Brotkrumenspur aus Hinweisen, und wie im Märchen wird es lebensgefährlich. Sie kommen an einen großen Wald, der eine Grenze ist: zwischen Ländern, zwischen Wahn und Wirklichkeit, zwischen Leben und Tod.

LEO VARDIASHVILI ist in Tbilissi aufgewachsen. Als er zwölf ist, immigriert seine Familie aus dem postsowjetischen Georgien nach England. Er hat in London Literatur studiert und arbeitet heute als Steuerberater in Birmingham.

LEO VARDIASHVILI

VOR
EINEM
GROSSEN
WALDE

Roman

Aus dem Englischen
von Wibke Kuhn

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de



Ungekürzte Ausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage Juni 2025

© für die deutsche Ausgabe Ullstein Buchverlage GmbH,
Friedrichstraße 126, 10117 Berlin 2024 / Claassen Verlag

© Leo Vardiashvili, 2024

Titel der Originalausgabe: *Hard by a Great Forest* (Riverhead Books, ein Verlag von Penguin Random House, New York, 2024)

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und
Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an
produktsicherheit@ullstein.de

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München, nach einem
Entwurf von Anzinger und Rasp, München, nach einem

Entwurf von Riverhead / Penguin Random House, New York

Titelabbildung: © Tal Goretsky; © bruev / iStock / Getty Images

Plus; © tawatchaiprakobkit / iStock / Getty Images Plus

Gesetzt aus der Albertina powered by Pepyrus

Druck und Bindearbeiten: Scandbook, Litauen

ISBN 978-3-548-07011-7

Für meine Eltern – Tina, Malkhaz und Ketino.
Nicht in tausend Jahren hätte ich euren Mut
gehabt.

*Ein Mann ohne Geschichte
ist wie ein Baum ohne Wurzeln.*

ANSOR SULIDZE

I.

Wo ist Eka?

»Wo ist Eka?« Das haben wir bestimmt tausendmal gefragt.

Unsere Mutter ist geblieben, damit wir fliehen konnten.

Wissen Sie, der Krieg übertönt im Grunde alles. Tatsächlich werden Sie feststellen, dass eine Salve aus einer Kalaschnikow, die direkt in Ihrer Straße abgeschossen wird, fast alle anderen Sorgen verstummen lässt. Nachts hörten wir Gewehrschüsse, morgens sahen wir Metall in den Ritzen des Gehwegs blitzen, als wären aus den Wolken über Tbilissi Patronenhülsen geregnet. So weit klingt alles ganz machbar.

Doch wenn eine verirrte Panzergranate neben Ihrem Schlafzimmerfenster die Schallmauer durchbricht, weiterdröhnt und den Lebensmittelladen an der Ecke mitsamt der darüber lebenden Familie auslöscht, dann beginnen Sie, Pläne zu schmieden. Unsere Eltern, Irakli und Eka, planten unsere Flucht, vergiss die Scheidung.

Das Land zu verlassen bedeutete fragwürdige Beisteckungsgelder, gestohlene Reiseerlaubnisse und gefälschte Bescheinigungen. Das Geld, das unsere Familie zusammenkratzen konnte, reichte kaum für einen Elternteil und uns Kinder. Eka hatte nicht mal einen Pass. Gemeinsam konnten wir also nicht ausreisen.

In der Zwischenzeit kam der Bürgerkrieg so richtig in Fahrt, Einschusslöcher an vertrauten Orten und in geliebten Menschen waren keine Überraschung mehr. Wir mussten gehen. Eka blieb, und wir flohen mit Irakli.

Und so wurden wir mutterlos, Sandro und ich. Ich war acht, und Sandro war zwei Jahre älter. In so einem Alter war der Altersunterschied ein ganzes Meer an Erfahrung. Trotzdem hatte Sandro keinen Schimmer, was es bedeutete, mutterlos zu sein, und ich erst recht nicht.

Als wir an den kapitalistischen Ufern des Vereinten Königreichs landeten, ertönten keine Fanfaren, und es gab auch keine Empfangszeremonie. Sie steckten uns ohne großes Federlesens in ein Flüchtlingsheim in Croydon. In dieser kalten Lagerhalle mit den Stockbetten, Gemeinschaftstöilletten und Essenmarken spukten nervöse Gesichter durch die Korridore.

Irgendwann schaltete tief in den Eingeweiden des Innenministeriums das Getriebe, ein Bildschirm erwachte flackernd zum Leben, wir bekamen unseren Flüchtlingsstatus bewilligt, und in unserer Akte wurde »Tottenham, N17« vermerkt.

In diesen frühen Tagen stolperten wir durch eine Stadt, die wir nicht kannten. Das Tottenham von 1992 war nicht das London, das wir uns vorgestellt hatten. Keine Zylinder, kein Smog, kein Holmes, kein Watson, keine Ladys, keine Gentlemen und kein Nachmittagstee. Zum mindesten nicht für uns. Wir lebten in einem anderen London. In unserem London fluchten und spuckten die Leute, tranken, stritten sich und lachten in gereizten Ausbrüchen. Sie sprachen auf seltsame Art, die wir nicht zu fassen bekamen. Sie gingen gebeugt unter dem Gewicht des Mäuler-die-gestopft-werden-

Müssens, Rechnungen-die-gezahlt-werden-Müssens und Wie-viele-Tage-noch-bis-zum-Zahltag.

Unser Papa bewegte sich unter ihnen. Unser Irakli – ein Mann auf dem offenen Meer ohne Kompass. Auf der Suche nach einer Frau, die er zweimal verloren hatte. Das erste Mal bei einer Scheidung, über die niemand sprach und die uns geheimnisumwittert erschien. Und ein zweites Mal in einem Krieg, der sie in einem Atemzug wiedervereinte und trennte.

»Wo ist Eka?«

»Bald, Jungs. Wir bekommen sie schon zurück«, sagte Irakli immer wieder. Ein Versprechen, noch keine Lüge.

Er arbeitete sich krumm und lahm, um Eka aus dem Land rauszukaufen. Er pflückte Obst, strich Wände, stapelte Regale in Lagerhäusern, schwitzte und schuftete in namenlosen, fensterlosen Fabriken in ganz Nord-London.

Diese Arbeit laugte ihn schleichend, aber gründlich aus. Wir sahen zu, wie er sich aufrieb. Einmal schlief er bei Tisch ein, den Löffel fast am Mund. Wir lachten uns halb tot. Manchmal lacht man über etwas, nur um ihm seine Macht zu nehmen.

Es ist schwierig, Tausende zusammenzusparen, wenn man nur einzelne Pfund und Pennys weglegen kann. Noch schwieriger ist es, das Zusammengekratzte in ein brennendes Land zu schicken. Georgien fraß sich selbst bei lebendigem Leibe auf – es gab keine nennenswerten Banken, keine funktionierende Post. Und wer geflohen war, wollte nicht wieder hinfahren.

Doch irgendwie trieb Irakli einen Mann auf, der bereit war, gegen Bezahlung nach Georgien zu fliegen. Es war ein großer, dünner Mann mit ernsten Augen. Er sah aufrichtig

aus und sagte die richtigen Sachen. Er hielt seine Zigarette genau richtig. Er aß unser Essen und trank unsere Getränke. Er nahm die für Eka gesparten Pfunde und Pennys und ging davon, nachdem er uns lächelnd die Hände geschüttelt hatte. Für eine Weile hörten wir auf, nach Eka zu fragen.

Ich kann mich nicht mehr an den Namen des aufrichtigen Mannes erinnern, ich weiß nur, dass er in meinen Träumen tausend Tode durch meine Hände gestorben ist. Eka hat das Geld nie bekommen, und wir haben den aufrichtigen Mann nie wiedergesehen. Irakli betrank sich, und wir hörten in unserem Kinderzimmer, wie er den Wohnzimmertisch zerschlug. Am nächsten Morgen war der Tisch wieder zusammengeklebt und Irakli in der Arbeit.

Seine Bemühungen, uns eine Mutter zu kaufen, wurden immer hektischer. Angespannte Telefonate, manchmal auf Georgisch, manchmal in gebrochenem Englisch, gedämpft von einer geschlossenen Tür, wurden oft jäh von Iraklis zornig dröhnender Stimme beendet.

Wir fanden sonderbare Hinweise im ganzen Haus. Das aus dem Anschluss gerissene Telefonkabel, ungewohnte Dellen im Putz, unters Sofa gestopfte Fetzen zerrissener roter Briefe von den Banken und feine Splitter von zertrümmertem, eilig zusammengefegtem Geschirr.

»Euer Papa ist eben ein Tollpatsch« war alles, was er sagte. »Ein furchtbarer, furchtbarer Tollpatsch.«

Wir verstanden es damals noch nicht, aber heute schon. Irakli versuchte alles, um Ekas Freiheit zu erkaufen. Und es gelang ihm nicht.

»Wo ist Eka?« Wir wollten nicht fragen, aber wir konnten nicht anders.

»Ich arbeite dran, Jungs.«

Ungefähr ein Jahr nach unserer Ankunft in London wurden wir eingeschult, und das kostete Geld. In dem Winter ging unsere alte Waschmaschine kaputt, und das kostete Geld. Irakli fiel ein Betonziegel auf den Fuß, und er konnte schlanke zwei Monate nicht arbeiten. Das kostete viel Geld. Ein paar Pfund schafften es zu Eka, aber nie genug. Die Dinge in Georgien kosteten nämlich auch Geld. Und so ging es immer weiter.

In den nächsten sechs Jahren verloren wir Eka Stück für Stück. Wir verloren sie an Gasrechnungen und Lebensmittelinkäufe, an Bustickets und Federmäppchen, an Bücher und Schuluniformen.

Iraklis Versprechen gerannen langsam zu einer Lüge, bis wir eines sonnigen Januarmorgens den Anruf bekamen: Eka ist tot. Wir atmeten schuldbewusst einen kleinen Seufzer der Erleichterung. Jetzt brauchten wir nicht mehr zu fragen. Irakli konnte aufhören, uns Lügen zu versprechen.

Während wir uns langsam durch den klammen, schneelosen englischen Winter schleppten, drehte jemand bei unserem Vater den Lautstärkeknopf herunter. Manchmal trieb er ins Zimmer, schaute sich um und ging wieder hinaus, ohne etwas zu sagen. Er schaute fern mit abwesenden Augen, eine Tasse kalt gewordenen Kaffee in der Hand. Unser Geschirr blieb heil.

In diesem Winter alterte unser Papa vor unseren Augen um ein Jahrzehnt. Seine Haare wurden schockartig grau. Wir sahen ihn nie weinen, aber er rannte oft aus dem Zimmer, weil er plötzlich dringend etwas zu erledigen hatte.

»Bist du schon mal vom Blitz getroffen worden, mein Freund?«, fragte er jeden, den er damals traf.

Verrückter Osteuropäer, dachte derjenige dann beim

fiebrigen Funkeln in den Augen unseres Vaters und dem Akzent, den keiner zuordnen konnte.

»Die Wahrscheinlichkeit, vom Blitz getroffen zu werden, ist größer als die, einen Georgier außerhalb von Georgien anzutreffen.«

Velleicht lachte derjenige dann aus Höflichkeit.

»Hab ich selbst ausgerechnet.« Er tippte sich an die Schläfe. »Du hast großes Glück, mein Freund.« Und dann glänzten seine Augen. »Aber auch sehr großes Pech.« Er wartete darauf, dass man ihn fragte, warum. »Weil die Wahrscheinlichkeit, im Lotto zu gewinnen, viel größer ist. Du hättest Millionär werden können, mein Freund. Statt dessen hast du mich getroffen.«

Dann lachte er, laut und aus ganzem Herzen. Sein Gegenüber auch. »Komm, ich schenk dir ein Glas ein, zur Wiedergutmachung.«

Nach dem Anruf mit der Nachricht von Ekas Tod war es schwierig, die richtigen Worte zu finden, und noch schwieriger, sie laut auszusprechen. Also schlossen wir einen unausgesprochenen Pakt, unsere Mutter nie wieder zu erwähnen.

Dieser Pakt leistete uns elf lange gute Dienste. Doch im letzten Jahr begann Irakli, diese Absprache zu brechen. Dann sprach er über Orte, an denen er mit Eka gewesen war, die Parks und Cafés, in denen sie gesessen hatten, die Spuren und Wege, die sie durch Tbilissi gezogen hatten. Tag für Tag verlor er mehr Interesse an der Zukunft, während sich seine Augen mit der Vergangenheit füllten.

Er schaute sich oft Flüge nach Tbilissi an, buchte aber nie einen. Ein paarmal kaufte er ein Ticket, benutzte es

dann aber nicht. Er packte nicht mal eine Tasche. Er schien Angst zu haben.

»Diese Leute pflegen ihren Groll noch bis übers Grab hinaus.«

Er konnte nicht erklären, wen er mit »diese Leute« meinte. Wir nahmen an, dass er alte Freunde oder Bekannte meinte, die wir gekränkt hatten, als wir flohen, während sie es nicht konnten.

Bei seinem nächsten zum Scheitern verurteilten Versuch packte er einen Koffer. Er ging sogar aus dem Haus. Ein paar Stunden später kam er zurück, beschämt und kleinklaut. Als sie am Gate seinen Flug aufriefen, gestand er uns, war er einfach sitzen geblieben und hatte zugeschaut, wie alle anderen einstiegen. Als sie ihn über Lautsprecher aufriefen, ging er davon.

Doch mit jedem Versuch rückte er seinem Vorhaben ein wenig näher, bis er eines Tages nach Heathrow fuhr und nicht zurückkam. Wir hörten erst wieder von ihm, als er am Flughafen von Tbilissi gelandet war. Seine ersten Berichte aus Georgien strotzten nur so vor nervöser Energie, als ob er das alles nicht verkraften könnte. »Ich kann nicht glauben, was ich hier sehe, ich kann es einfach nicht glauben«, sagte er zu uns am Telefon.

Was genau er nicht glauben konnte, wurde uns nicht ganz klar. Sandro und ich ließen ihn zwei Monate in Ruhe. Wir waren beide in unseren Zwanzigern, hatten unser eigenes Leben und spürten keine große Sehnsucht nach einem lang verlorenen Heimatland.

Dann blieben seine Anrufe und Mails immer öfter aus. Sandro und ich passten nicht auf. Bis uns seine letzte Mail dazu zwang:

*Meine lieben Jungs,
ich habe etwas getan, was ich nicht mehr rückgängig machen kann.*

Ich muss fort von hier, bevor mich diese Leute kriegen. Vielleicht bin ich in den Bergen sicher.

Ich habe eine Spur hinterlassen, die ich nicht auslöschen kann. Folgt ihr nicht.

Ich liebe euch, so gut ich kann.

Irakli

Die Mail ergab überhaupt keinen Sinn. Irgendetwas Schlimmes verbarg sich in diesen Worten. »Diese Leute«? Wer war hinter ihm her? Und was Berge angeht – ganz Georgien ist ein einziger verdammter Berg.

Wir riefen an und schrieben Mails, immer wieder, bekamen aber keine Antwort. Sandro belästigte wochenlang die Polizei von Tbilissi, die Britische Botschaft und jeden, der ihm zuhören wollte. Er überzeugte sogar eine Wohltätigkeitsorganisation für Obdachlose, dass sie überall in Tbilissi Plakate aufhängte. Auf den Postern war Irakli abgebildet und eine Nachricht, mit der er gebeten wurde, sich zu melden.

Suchplakate verströmten das Flair des Zusätzlichen, aber ich sagte nichts. Die Suche nach Irakli nahm Sandros Zeit vollkommen in Anspruch. Vielleicht sah Irakli die Plakate, vielleicht auch nicht. Vielleicht hatte er Tbilissi inzwischen schon verlassen, vielleicht auch nicht. Es gab für uns im fernen London keine Möglichkeit, es herauszufinden. Und so wanderten Sandros Gedanken genau dorthin – er würde selbst nach Georgien fliegen.

Da gab es allerdings zwei Probleme. Zum einen wusste

ich, wie schwer es Sandro fiel, Georgisch zu lesen und zu schreiben. Die Schrift ist ein verschnörkelter Albtraum, der aussieht, als wäre er aus einem Tolkien-Buch. Das englische Alphabet hat sechsundzwanzig Buchstaben. Die Georgier mussten ihr Alphabet mühsam auf achtunddreißig beschränken und dann zusehen, wie sie damit zurechtkamen. Zweitens war unklar, bei wem Sandro wohnen sollte. Unsere Familie war in den Jahren unserer Abwesenheit ausgestorben. Großmütter, Großväter, Onkel, Tanten und Cousins waren verloschen wie billige Lichterketten. Wir hatten alle ihre Beerdigungen verpasst. Bei Ekas Tod war keine Familie mehr übrig, die sich an ihrem Grab hätte versammeln können. Wir sind nicht mal sicher, wer sie begraben hat oder wo genau.

Trauern, ohne wirklich abschließen zu können, kann einen ziemlich von der Seite erwischen. Es ist ein uralter, tief in den Knochen sitzender Instinkt. Wenn unsere Lieben sterben, ist es wichtig, dass wir den Beweis zu sehen bekommen. Zu unserem eigenen Besten. Dazu sind Begräbnisse doch da, oder?

Vielleicht hat eine uralte hasserfüllte Kreatur unsere Familie mit einem Fluch belegt. Vielleicht auch nicht. So oder so, Ekas Seite der Familie – die Sulidzes – ist schnell ausgestorben. Iraklis Seite der Familie – die Donauris – war schon ziemlich dezimiert, bevor wir überhaupt aus Tbilissi herausgekommen sind. Das sind die zwei Hälften von mir. Ich bin halb Eka und halb Irakli. So wie auch mein Name – Saba Sulidze-Donauri.

Mit diesem tief in den Knochen steckenden Bedürfnis nach Abschließen-Können, das einfach nicht zu stillen war, lebte ich mein Leben in London und dachte dabei ständig

an die Toten. Ich fragte mich, was sie mit einem Abend anfingen, was sie für Pläne fürs Wochenende hatten. Dann erst fiel mir wieder ein, dass sie ja schon gestorben waren – eine Schneekugelminiatur des ersten Mals, als ich die To-desnachricht bekam. Häppchenweise Herzschmerz.

Ich wurde geradezu besessen von ihnen. Ich meinte, Züge von ihnen in den Gesichtern fremder Menschen zu erkennen, ihre Stimmen aus dem Lärm in der U-Bahn herauszuhören. In den listigen Lücken zwischen meinen Gedanken erwachten die Toten wieder zum Leben. Und mir gefiel das.

Ich stellte mir vor, was Lena in einer bestimmten Situation sagen würde, oder Eka oder Ansor oder Surik. Schon bald krochen mir ihre Stimmen in den Kopf. Ich redete mit ihnen, wenn ich sie brauchte, und sie begannen zu antworten:

Ansor, mein Superhelden-Onkel, der mir alles Nützliche beigebracht hat, was ich weiß. Er spendete zwei Finger für die sozialistische Sache durch die schmerzhafte Methode einer fehlerhaften Hydraulikpresse in einer sowjetischen Autofabrik. Er war die langsame, ruhige Stimme der Vernunft.

Lena, meine spartanische Großmutter. Zwei Weltkriege, die permanente Diät des Stalinismus, kommunistische Pionierlager und der Beschuss durch deutsche Soldaten machten ihr Rückgrat zu Stahl.

Eka, die Mutter, die zurückblieb, damit ihre Kinder fliehen konnten. Uns beiden brach das Herz, wenn wir miteinander sprachen.

Surik, unser saufender Nachbar und mein erster Freund. Er war wie ein großer Bruder für meine Mutter und

brachte mich immer zum Lachen, egal, wie mir zumute war. Er sprach mit mir, wann immer ihm danach war.

Nino, die Hüterin meines dunkelsten Geheimnisses. Meine Schwester in jeder Hinsicht, außer in der Frage der Blutsverwandtschaft. Ihre Stimme war am schwersten zum Schweigen zu bringen.

Ich wusste, dass es grausam war, diese groben Karikaturen am Leben zu halten, ihnen ihren Tod für immer vorzu-enthalten. Schließlich brachte ich sie eine nach der anderen zum Schweigen. Es tat mir genauso weh wie ihnen.

Auf jeden Fall würde Sandro am Flughafen nicht von einem Willkommenskomitee empfangen werden. Doch er konnte Irakli unmöglich da draußen allein lassen. Sandro, der zu diesem Zeitpunkt schon fast dreißig war und nichts außer Büchern und einer Mietwohnung sein Eigen nannte, dümpelte in einer ausweglosen Abteilung des öffentlichen Dienstes dahin.

Also drückte er eines Tages in seinem Londoner Leben auf den Pausenknopf, packte einen Koffer, kaufte sich ein Flugticket nach Tbilissi und fuhr los.

Zu Anfang telefonierten wir täglich. Er erzählte mir von dem Ärger, den er bei seinen Versuchen hatte, Irakli aufzuspüren. Da sein Nachname Sulidze-Donauri in einem funkelnden britischen Pass stand, war die Polizei in Tbilissi nicht bereit, ihm allzu viel zu helfen.

Irakli besaß ebenfalls einen britischen Pass, und wie sich bald herausstellte, rührte die Polizei keinen Finger, wenn die Britische Botschaft keinen Druck auf sie ausübte, und die Botschaft war nicht gerade erpicht darauf, eine Arbeit zu übernehmen, die die georgische Polizei hätte erledigen sollen.

»Manchmal verschwinden Leute eben einfach«, hatte der Ermittler zu Sandro gesagt und gelächelt. Irgendwas stimmte nicht mit dem, sagte Sandro zu mir.

Er begann seine eigene Suche anzuleiern, dort, wo wir früher gewohnt hatten, im staubigen Labyrinth von Sollaki, zwischen baufälligen Straßen und zerbröselnden Häusern. Er hörte, dass jemand in zwielichtigen Bars gesehen worden war, auf den Iraklis Beschreibung passte. Doch die Spur führte zu nichts.

Sandro hängte mehr Plakate auf. Immer noch nichts. Er fand einen Hostelbetreiber, der Iraklis Foto wiedererkannte. Vielleicht hatte er vor Monaten in diesem Hostel gewohnt, aber vielleicht auch nicht. Wieder eine Sackgasse.

Dann gab es noch einen Ladenbesitzer, der sich definitiv an Irakli erinnern konnte, aber nur weil Irakli in seinen winzigen Laden hereingeplatzt war, um Campingausrüstung zu kaufen. »Er sah aus, als wäre er völlig neben der Spur«, erklärte der Ladenbesitzer Sandro. »Suchte Zelte und Schlafsäcke, wo ich doch bloß Zigaretten und Zeitschriften verkaufe.«

Sandro begann darüber zu reden, dass er nach London zurückkommen wolle. Er war schon wochenlang allein in Tbilissi unterwegs und suchte nach Spuren, die Irakli vor Monaten dort hinterlassen haben könnte. Er suchte verzweifelt nach einem Hinweis, nach irgendetwas, was ihm Mut machen würde, seine Suche fortzusetzen. Und ich schätzte, er hat etwas gefunden, denn die Dinge nahmen eine unerwartete Wendung.

Sandros Mails begannen zu schrumpfen, wie zuvor die von Irakli. Er rief mich nicht mehr an. Er verkaufte seinen Laptop, schrieb mir nur noch aus Internetcafés. Und auch